Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 47 (1967-1968)
Heft: 7

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER

JACOB BURCKHARDT, BRIEFE

Fünfter und sechster Band

Da sich der Rezensent die Lektüre von Jacob Burckhardts Briefen immer nur als beglückende und bereichernde Erholung an Ferientagen leisten konnte, blieb er die Anzeige der seit der letzten Besprechung in dieser Zeitschrift erschienenen beiden neuen Bände viel zu lange schuldig. Vielleicht sei es ihm erlaubt, sich damit zu entschuldigen und zu trösten, daß diese Briefausgabe ganz und gar nicht für den hektischen Betrieb unserer Tage, sondern gewissermaßen gegen ihn geschaffen ist[1]. Jacob Burckhardt wurde immer mehr ein Mann, der sich allem Getriebe seiner Zeit, gelegentlich auch den Fakultätssitzungen, zu entziehen suchte, um mit seiner ganzen Kraft seinem Doppelberuf als Lehrer der Geschichte und der Kunstgeschichte zu leben und sich in einer Lebenskunst zu üben, die heute jeden Leser mit heller Freude begleitet.

Die beiden hier nun gleichzeitig besprochenen Bände gehören nicht in dasselbe Kapitel in Burckhardts Leben. Im Umschlagdeckel schreibt der Herausgeber Max Burckhardt: «Mit dem vorliegenden sechsten Band beginnt eine neue Phase in Burckhardts Korrespondenz. Der Hauptakzent liegt auf den Berichten über die Kunstreisen in Italien und Deutschland.» Der fünfte Band enthält für die Zeit vom Neujahr 1868 bis Ende März 1875 auf 253 Textseiten 178 Briefe, der sechste Band für die viel kürzere Zeitspanne vom April 1875 bis Ende 1878 auf 279 Textseiten 130 Briefe. Die Folge der erhaltenen Briefe ist eine viel dichtere geworden, viele Briefe sind lang und füllen mehrere Druckseiten.

Für die Zeit des fünften Bandes muß nach der Mitteilung des Herausgebers die Gruppe der Briefe an Wilhelm Lübke als verloren gelten, «die nach Burckhardts eigener Aussage derjenigen an Friedrich von Preen die Waage hätte halten können» (V, 10). Wieder erstaunt die Zahl der bisher unbekannten Briefe. Weder ganz noch teilweise publizierte oder zitierte Stücke liegen im fünften Bande, wenn richtig gezählt, 81, also fast die Hälfte vor; im sechsten sind es deren 73, also mehr als die Hälfte. Diese erfreuliche Erweiterung ist zum einen Teil der Liberalität besonders von Besitzern von privaten Briefnachlässen in Basel, zum andern der beharrlichen Such- und Forschungsarbeit des Herausgebers zu verdanken. Dabei darf nicht übersehen werden, daß sehr viele der bisher schon bekannten Briefe nicht immer vollständig oder nur in herausgegriffenen Zitaten publiziert waren. Gewiß mögen sich unter den «neuen» Stücken nicht immer bedeutungsvolle finden, die meisten aber bieten eine solche Fülle der Beobachtungsgabe und der Kunst des ernsten oder des ironischen, des spottenden oder schalkhaften Schreibers Burckhardt, daß sie eine enorme Bereicherung unserer Kenntnis seines Wesens sind. Wie wird sie Werner Kaegi im demnächst erscheinenden Band IV seiner Biographie auszuschöpfen verstehen! Wir maßen uns hier diese Kompetenz nicht an und können nur Hinweise geben.

In den bekannten Briefen an Friedrich von Preen finden wir die stets skeptischen, ja pessimistischen Urteile über die politischen Ereignisse. Am 27. April 1870 schätzt Burckhardt die Geschicklichkeit Louis Napoleons sehr hoch ein: «Ich glaube allmälig zu errathen, weßhalb Bismarck (sic!) die Gelbsucht hat. Er soll nur dem Himmel danken, daß L. N. müde und gebrechlich ist, sonst ständen nach dem Plebiscit die Franzosen am Mittelrhein.»

Obwohl also Burckhardt offensive Möglichkeiten von französischer Seite nicht übersah, galt seine tiefste Sorge der Entwicklung Deutschlands, der dortigen Entfaltung der politischen und wirtschaftlichen Macht, die «das deutsche Culturleben» und den «deutschen Geist» bedrohen mußte: «Wenn der deutsche Geist noch einmal aus seinen innersten und eigensten Kräften gegen diese große Vergewaltigung reagirt, wenn er ihr eine neue Kunst, Poesie *und Religion* entgegenzustellen im Stande ist, dann sind wir gerettet, wo nicht, nicht. — Ich sage: Religion, denn ohne ein überweltliches Wollen, das den ganzen Macht- und Geldtaumel aufwiegt, geht es nicht.» So schrieb er am 3. Juli 1870, also vor dem Krieg und vor den Gründerjahren! Es ist nur zu verständlich, daß die Träger der deutschen Kultur, wie ein Friedrich Meinecke, solche Sätze Burckhardts als große prophetische Warnung lasen, als sie ohnmächtig dem Geschehen seit 1933 ausgeliefert waren. Den Kriegsausbruch empfand Burckhardt als katastrophale Bedrohung (an Preen 20. 7. 1870), seine Folgen als unheilvoll (z. B. an Preen 12. 10. 1871). Die Zeit nach dem Friedensschluß beurteilte er als «einen sehr unsicheren Waffenstillstand». Er schloß aus scharfen Drohungen Bismarcks an die französische Regierung auf Bismarcks Willen zu einem neuen Krieg (an Preen 23. 12. 1871). Burckhardt hielt Bismarck für den eigentlichen Urheber der drei Kriege: «Ich bin nicht unbillig. Bismarck hat nur in eigene Hand genommen was mit der Zeit doch geschehen wäre, aber ohne ihn und gegen ihn. Er sah, daß die wachsende demokratisch-sociale Woge irgendwie einen unbedingten Gewaltzustand hervorrufen würde, sei es durch die Demokraten selbst, sei es durch die Regierungen, und sprach: ipse faciam, und führte die 3 Kriege 64, 66, 70» (an Preen 26. 4. 1872). Am 31. Dezember 1874 schrieb er an Preen: «Wissen Sie, daß seit der Bourbaki-Weihnacht schon 5 Jahre verstrichen sind? Ganz unbillig lange Friedenszeit seither!» Auch zur Zeit des russisch-türkischen Krieges 1877/78 und des Berliner Kongresses von 1878 konnte Burckhardt nicht erkennen, daß Bismarck, dank der richtigen Politik der europäischen Mitte, für Jahrzehnte, über seine Entlassung 1890 und über seinen Tod 1898 hinaus, der europäischen Welt den Frieden gesichert hatte. Am 21. Februar 1878 schrieb er: «Die gestrige Reichstagsrede» — die Rede vom 19. Februar, in welcher sich Bismarck als «ehrlichen Makler» zur Verfügung stellte — «hatte im Grunde gar wenig Tröstliches, denn wenn auch Großdeutschland für jetzt im Frieden bleibt, so steht dann doch in irgendwelcher Zukunft die innere und also auch äußere Crisis des sichtbarlich den Russen aufgeopferten Oestreichs bevor ...» Burckhardt konnte nicht wissen, daß am Berliner Kongreß Bismarck gerade Österreich zur Okkupation von Bosnien und Herzegowina verholfen und durch die Rückweisung der Russen aus «Großbulgarien» den Engländern den besten Dienst leisten sollte. Man kann sagen, daß Burckhardt durch die Ereignisse unmittelbar vor und seit 1914 recht bekommen hat. Daß Bismarck gerade eine solche Entwicklung zu seiner Zeit zu verhindern imstande war, war im Augenblick nicht erkennbar.

Die Briefe gewähren den lebendigsten Einblick in Jacob Burckhardts Alltagsleben, in seine Arbeit, sein Lebensgefühl und seine Lebenskunst in der Erholung. Wenn er auch oft klagt, welche Lasten ihm sein Amt auferlege: «Bücher schreibe ich keine mehr, da mein Docentenamt mich hinlänglich in Anspruch nimmt, und da ich alle Pressur und Eilpein (wie sie beim Bücherverfassen unvermeidlich) ein für allemal verschworen habe» (an Kinkel 18. 4. 1870, unpubl.), so wissen wir doch, daß die «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» und die «Griechische Culturgeschichte» später aus dem verborgenen Schatz gehoben werden konnten. Wie zentral das für Burckhardt war, verraten doch erst solche persönlichen Bemerkungen. Daß Burckhardt den Ruf nach Berlin abgelehnt hat, war bekannt. Wie schreibt er aber darüber seinem Neffen Jakob Oeri am 17. 5. 1872: «Ernst Curtius kam vor 4 Wochen eigens hieher um mich mit

3000 Rthlr für Berlin zu werben; die Stelle Ranke's (der nicht mehr liest) wäre zwischen Waitz und mir getheilt worden. Ich sagte aber unter demüthigstem Danke ää, weil ich die Malediction nicht auf mir haben will, die Universität Basel im Stiche gelassen zu haben ... Auch mochte ich nicht gerne noch einmal in meinen alten Tagen in die Fremde gehen.» Burckhardt stand kurz vor dem 54. Geburtstag, und im Frühjahr 1893, als 75jähriger, trat er von seiner Professur zurück! Später klagte er immer mehr über das Alter, obschon ihm nach unsern Begriffen noch lange kein «Alter» bevorstand, außer dem offenbar nicht zu verhindernden Verlust von Zähnen. Burckhardt war stets um seine Gesundheit, derer er sich fast ungeschmälert erfreute, besorgt, suchte auch immer Erholung auf den langen Spaziergängen in die Landschaft, besonders ins Badische.

Am 20. August 1873 anerbot er sich dem Leiter des Basler Erziehungswesens, Ratsherrn Wilhelm Vischer-Bilfinger, wieder kunstgeschichtliche Vorlesungen zu übernehmen, und entwickelte ein Programm für vier Semester. Damit leitete er eine neue Periode großartiger Wirksamkeit ein, die ihm dann das Recht gab, sich feierlich «Professor der Kunstgeschichte» zu nennen (an Grüninger 26. 8. 1878). Burckhardt hatte bereits auf Reisen «durch Mittel- und Nordostfrankreich 1869, die Kunstreise nach Wien 1872, den einzigen Besuch Hollands 1873 und den kurzen Aufenthalt in Paris im April 1874» (V, 9), Reisen, von denen aber nicht viele Briefe vorliegen, mit dem Bereichern seiner unmittelbaren Anschauung und seiner Kenntnisse und dem Sammeln von Abbildungsmaterial begonnen. Die großen Kunstfahrten seit 1875 zeigen den unvergleichlichen Forscher und zugleich den überlegenen Genießer in seiner ganzen Fülle. Dafür bietet der sechste Band nun einen überraschenden Schatz von Briefen, da Burckhardt dem engern Freundeskreis in Basel oft täglich schrieb. Die Briefe an Max Alioth wurden unter dem Titel «Jacob Burckhardts Briefe an einen Architekten 1870—1889» in München 1913 publiziert. Die meisten andern an die Mitglieder der Tafelrunde, die gerne kurz und bündig als «die Bande» bezeichnet wurde, besonders die amüsantesten an Robert Grüninger, macht erst die neue Sammlung der Welt bekannt.

Es ist hier nicht möglich, die eigentliche kunstgeschichtliche Arbeit auch nur in Andeutungen zu verfolgen, die systematische Durchsicht von Museen, lange Wanderungen in großen und kleinen Städten Italiens, die Zuweisungen der Kunstwerke an den richtigen Schöpfer, die Gespräche über die Formen, besonders die architektonischen in den Briefen an Alioth. Aber wir möchten hier doch nachdrücklich unterstreichen, daß der Herausgeber im Kommentar dem Leser mit möglichster Akribie gerade auf diesem Gebiete zu Hilfe kommt, auf die seitherige Forschung und Literatur hinweist, die von Burckhardt erwähnten Werke genau identifiziert, so daß der Kunsthistoriker darauf seine Beobachtungen und Schlüsse aufbauen kann. Burckhardt war im April 1875 in Rom, im Juli in Dresden, im August und September 1876 in Oberitalien, dann sehr gründlich von Ende Juli bis Anfang September 1877 in Süddeutschland von München bis Frankfurt und im August 1878 wieder in Oberitalien, vor allem in Bologna. Nun spielen in den Briefen neben den kunstgeschichtlichen Mitteilungen die ganz unmittelbaren Reiseschilderungen, die Bilder von der Fahrt mit Bahn oder Wagen, die Eindrücke der Landschaft bei verschiedenem Wetter und anderer Beleuchtung im Grunde die Hauptrolle. Wir lernen Burckhardt als Reisenden kennen, der ohne irgendeine Prätention mit offenen, wachen, frohen Augen die beglückenden Dinge in sich aufnimmt und nicht vergißt, sie den Freunden zu schildern, der auf lästige Menschen, Unannehmlichkeiten, die jedem begegnen können, mit frischem Humor, mit bissigem Sarkasmus, kaum je mit übler Laune reagiert. Ein enormer Unterschied fällt auf zwischen den Briefen aus Deutschland und denen aus Italien. Trotz des Katzentischleins, an dem er in Rom Briefe schrieb, während ihm in Dres-

den ein richtiger stabiler Tisch zur Verfügung stand, schrieb er Alioth am 24. 7. 1875: «Aber Rom war eben doch Rom und Dresden ist herrlich, aber nur Dresden.» In München findet er das Pschorr-Bier herrlich, auch einiges Andere, dagegen das Hofbräu fad und gering (an Grüninger 1. 8. 1877). Aber übel steht es dort mit dem Wein: «Der Wein erfreut hier nur in sehr dubioser Weise des Menschen Herz, dafür aber ruinirt er des Menschen Magen ... Ich merkte dem Getränk (es war Pfälzer) alsbald ein künstliches Bouquet an, ließ mir's aber gefallen da es in somma angenehm schmeckte. Samstags Früh erwachte ich mit jämmerlichem Magen und Eingeweiden und wurde erst von Bewegung und Anstrengung wieder gesund.» Dann hörte er, wie wenige Eigentümer völlig Ungemischten verkaufen (an Grüninger 14. 8. 1877), nicht einmal den «Bocksbeutel» in Würzburg hielt er für ganz rein (an Alioth 19. 8. 1877). Wie anders tönt es 1878 aus Italien! Aus Burckhardts Briefen ließe sich eine Weinkarte der von ihm bereisten Landschaften zeichnen, die genauen Mitteilungen über die geliebten Schoppen fehlen nie. In Gravedona fand er schon einen vorzüglichen Barbera, genoß auch einen sehr guten vino nostrano, dann in der Romagna den besten Landwein, den «Sangiovese, der in der Richtung gegen Urbino hin wächst» (an den Neffen Carl Lendorff-Berri 17. 8. 1878), und so geht es weiter selbst bis nach Turin. Nachdem Burckhardt Robert Grüninger um die Mitteilung seiner Eindrücke aus Paris und London gebeten hat, zieht er das Fazit: «Aber Italien ist doch unsäglich viel schöner als der ganze Rest» (in Rimini am 18. 8. 1878), auch wenn Burckhardt wenige Tage später, am 26. 8. 1878, die Gefährdung des italienischen Volkes in politischer und sozialer Hinsicht nicht verschweigen darf.

Wir müssen abbrechen — das Vergnügen dieser Brieflektüre könnte uns noch lange gefangen halten. Wir dürfen nur erneut dem Herausgeber Max Burckhardt und allen Helfern für die unvergleichliche Edition danken und ihr einen guten Fortgang wünschen.

Leonhard von Muralt

[1] Jacob Burckhardt, Briefe. Vollständige und kritische Ausgabe. Mit Benützung des handschriftlichen Nachlasses bearbeitet von Max Burckhardt.

Fünfter Band: Scheitelpunkt der historischen Professur, Entstehungszeit der «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» und der «Griechischen Culturgeschichte», Wiederaufnahme kunstgeschichtlicher Vorlesungen 1868 bis März 1875. Schwabe & Co. Verlag, Basel/Stuttgart 1963.

Sechster Band: Hinwendung zur Kunst des Barocks, Galeriereisen: Rom und Kassel-Dresden 1875, Tirol-Oberitalien 1876, Bayern-Franken 1877, Emilia-Romagna 1878, Neuauflagen und erste Übersetzungen der Hauptwerke, Der Kreis der jüngeren Basler Freunde, April 1875 bis Ende 1878. Schwabe & Co. Verlag, Basel/Stuttgart 1966.

Beide Bände sind durch Abbildungen bereichert, nämlich Photographien von Briefempfängern und Bleistiftzeichnungen Burckhardts, im fünften Bande die ergötzliche Bleistiftskizze Burckhardts des Basler Schülers Wilhelm Christ von 1870, im sechsten Band die Atelieraufnahme Burckhardts in Rom im April 1875, und anderen Abbildungen.

Vgl. die Besprechung des vierten Bandes in dieser Zeitschrift 42. Jahrgang, Heft 3, Juni 1962, und die dort angegebenen Besprechungen der ersten drei Bände.

NICHTMILITÄRISCHE LANDESVERTEIDIGUNG

Ernst Uhlmann dargebracht aus Anlaß seines 65. Geburtstages am 7. Mai 1967

Unter dem Titel «Nichtmilitärische Landesverteidigung» haben Freunde und Schüler von Oberstkorpskommandant Ernst Uhlmann zu seinem 65. Geburtstag eine Festschrift zusammengestellt (Kommissionsverlag Huber, Frauenfeld). Der Titel ist sinnvoll gewählt, handelt es sich doch nicht so sehr um den Soldaten als um den unermüdlichen Vortragenden, Dozenten und Schriftsteller Uhlmann, dessen besondere Verdienste um die Bindung von Volk und Armee ebensosehr im Vordergrund stehen, wie dies seinerzeit bei General Guisan der Fall war.

Jede Festschrift gleicht selbst bei thematischer Ausrichtung einem Mosaik, dessen bunte Steine oft harmonisch, oft auch grell nebeneinander leuchten. Gerade das macht sie reizvoll. Das Ziel, eine Übersicht über die nichtmilitärischen Faktoren der totalen Landesverteidigung zu geben, ist sicher erreicht worden.

Oberstkorpskommandant *Jakob Annasohn* eröffnet den Reigen unter dem Titel *Die umfassende Landesverteidigung*. In klarer, nüchterner Art wird hier ein Inventar aufgenommen über die möglichen Bedrohungen unseres Landes und die dadurch bedingten Bedürfnisse einer entsprechenden Landesverteidigung. Naturgemäß wird auch die Frage der Koordination dieser weit über das rein Militärische hinausgehenden Maßnahmen angeschnitten, allerdings ohne befriedigende Antwort. Denn der Hinweis darauf, es fehle eine «zentrale Stelle» zur Koordination im Frieden und als Hilfsorgan für bewaffnete Neutralität und Krieg und es wäre wünschenswert, bei einer allfälligen Totalrevision der Bundesverfassung den Grundgedanken der umfassenden Landesverteidigung zum Ausdruck zu bringen, ist nicht sehr befriedigend.

Walter König, Direktor des Bundesamtes für Zivilschutz, orientiert über den *Zivilschutz*. Es handelt sich leider immer noch um ein Stiefkind der Mutter Helvetia. Es ist deshalb erfreulich, wenn auf die Notwendigkeit und Dringlichkeit, aber auch auf die noch ungelösten Probleme und unberücksichtigten Bedürfnisse des Zivilschutzes hingewiesen wird. Mit Recht rügt Direktor König, daß man Ende des Krieges die Luftschutzmaßnahmen einstellte, was mit dazu beitrug, den heutigen Nachholbedarf zu erhöhen. Immerhin zeigt uns der interessante Vergleich mit dem Ausland, daß auch die Kollegen von Direktor König nicht überall aus dem Vollen schöpfen können. Anderseits vernimmt man, daß in Rußland 3000 Zivilschutz-Brigaden nicht nur mit Infanteriewaffen, sondern auch mit Leichtpanzern ausgerüstet sind.

Die *Probleme der totalen Versorgung* werden von Direktor *Fritz Halm*, Delegierter für wirtschaftliche Kriegsvorsorge, dargelegt. Es ist verständlich, daß der Frage, ob der Heeresbedarf oder die Zivilversorgung den Vorrang habe, den Referenten beschäftigt, und man kann seinen Ausführungen zustimmen, daß gemeinsame Übungen das gegenseitige Verständnis fördern und im übrigen das «Prinzip des gesunden Menschenverstandes» vorherrschen soll.

Unter dem Titel *La défense spirituelle* äußert sich Oberstbrigadier *Emile Privat*, Chef der Sektion Heer und Haus, über die geistige Landesverteidigung, wie sie von seiner Sektion verstanden wird, während Oberstbrigadier *Brenno Galli* in seinem Aufsatz *Riflessi della difesa spirituale del paese* eine wertvolle Ergänzung liefert, aus welcher nur die Worte zitiert seien: «La Svizzera è la negazione della definizione classica di nazione, che presume la unità della stirpe, della lingua, del credo religioso, del costume ...» Im Hinblick auf die europäischen Einigungsbestrebungen sagt der Verfasser: «una confederazione non si improvvisa».

Oskar Reck behandelt sodann die *Psychologische Abwehr — Bestandteil der*

umfassenden Landesverteidigung. Unter dem Kommando des damaligen Oberstdivisionärs Uhlmann wurde die psychologische Kriegführung in einem Manöver erstmals praktisch angewandt. Seither sind wohl hie und da in Übungen mit und ohne Truppe psychologische Kampfmittel angedeutet worden. Oskar Reck warnt nicht nur vor den Gefahren des psychologischen Kampfes, sondern auch davor, diese Kampfform nicht seriös zu behandeln. Schon General Wille habe bei der Milizarmee auf die Gefahr des Dilettantismus und des bequemen Scheins hingewiesen. Eine psychologische Abwehr erfordere ein eingespieltes Team und mit modernem technischen Material ausgerüstete Equipen. Dabei gehe es nicht nur um die Armee: der Nervenkrieg erfasse das ganze Volk, er sei nicht nur eine Begleiterin des Waffenkampfes, sondern auch ein unheimliches Instrument des kalten Krieges, der kalten Bedrohung und eine wichtige Waffe eines Okkupators. Das ist sehr richtig. Es handelt sich dabei nicht nur um «nichtmilitärische» Landesverteidigung, sondern um den direkten Einsatz eines aktiven Kampfmittels.

Über die *Subversive Kriegführung* berichtet Major *Alfred Bachmann*, Instruktionsoffizier der Infanterie. Er folgt dabei den bekannten Analysen über die Untergrundbewegungen jeder Art, über den Kleinkrieg, fünfte Kolonne, Staatsstreich und Revolution bis zum sogenannt klassischen militärischen Krieg. Er würdigt die Aufgabe der Presse im Kampf gegen Infiltration und Zersetzung und sagt: «Es ist zu hoffen, daß sich die leitenden Redaktoren auch in Zukunft ihrer hohen Verantwortung bewußt bleiben. Der Zwang zum wirtschaftlichen Erfolg stellt sich naturgemäß dem politischen Erfordernis oft entgegen, und es ist nicht immer leicht, einen tragbaren Kompromiß zu schließen.» Major Bachmann zitiert sodann Lenin, der von den «nützlichen Idioten» sprach, die sich gutgläubig mißbrauchen lassen. «Die wohl bekannteste Aktion, welche einen großen Kreis solcher Mitläufer gefunden hat, ist die Kampagne gegen den Atomtod, eine Kampagne, von deren Durchführung im Osten nie etwas zu hören war, obwohl auch dort atomare Waffen in großer Zahl vorhanden sind.»

Dr. *Rolf R. Bigler*, Redaktor der Weltwoche, spricht *Vom Bild des Soldaten*, einem militärischen Thema. Es handelt sich um einen eigenwilligen, aber gerade deshalb besonders beachtenswerten Beitrag, der auch zum Widerspruch reizt. Die Feststellung, es gebe kein «eigentliches Bild des Schweizer Soldaten» ist wohl nicht ganz richtig. Schon allein die enge zeitliche und räumliche Verbindung mit dem Zivilleben formt einen besonderen Typ des Soldaten. Auch hat zum Beispiel Stadtpräsident Oberst S. Widmer in der Schrift «Si vis pacem» seinerzeit unsere Wehrmänner unter der Überschrift «Das Diensterlebnis» recht gut charakterisiert. Es ist auch nicht richtig, daß während des Aktivdienstes die «geistige Landesverteidigung» vor allem für die Armee notwendig gewesen wäre. Die damaligen journalistischen Bemühungen sind seither etwas allzusehr glorifiziert worden. Sie stießen bei der Truppe vielfach auf jenes natürliche Mißtrauen, das der Soldat jeder Phrase und «bourrage de crânes» entgegenbringt. Mit Recht warnt Dr. Bigler vor einer unstatthaften Politisierung der Armee durch lehrhafte Theoriestunden, und zu den «eifrigsten Kämpen» der geistigen Landesverteidigung sagt er: «Der Kreuzzug geriet in Fahrt, aber das Zeichen fehlte». Dr. Bigler betont vor allem die Schicksalsgemeinschaft, die sich auch in einem gesunden Korpsgeist bemerkbar mache und eine wesentliche Quelle einer starken Truppe sei. Dr. Bigler ist beizupflichten: Gerade im Aktivdienst hat sich diese Schicksalsgemeinschaft, Verbundenheit und Kameradschaft, hervorgerufen durch gemeinsame Leistung, gezeigt und bewährt. Sie war viel stärker als alle noch so gut gemeinte Propaganda von Heer und Haus. Die Truppe wußte genau für was sie einstand, auch ohne daß viel darüber gesprochen wurde. Dr. Bigler kritisiert nicht nur, er regt auch an: «Das Vertrauen in die Armee und ihre zweckmäßige Ausrüstung müssen durch die Massenmedien gefestigt

werden ... Der Bürger fühlt sich dabei direkt angesprochen, er erlebt den Kampf, sein Vertrauen ins Kriegsgerät wächst, und mit ihm die Bereitschaft, der Armee das zu geben, dessen sie nun einmal bedarf.» Schließlich meint Dr. Bigler, man solle beispielsweise für jede Division ein Elitebataillon und für jedes Armeekorps ein Eliteregiment heranbilden. Diese, wohl aus der Begeisterung für die amerikanischen Marines entstandene Idee, übersieht vielleicht doch, daß Sturmbataillone, Commandos, Paras und Marines — und übrigens auch SS-Verbände — aus andern Verhältnissen entstanden und für uns weder notwendig noch erwünscht sind und daß ein tüchtiger Kommandant auch aus einer «normalen Truppe» eine Elite schaffen kann. Das setzt allerdings auch voraus, und hier wird Dr. Bigler sicher zustimmen, daß man ungeeignete Leute ohne weiteres aus den Kampfeinheiten wegversetzen kann, was bei uns oft nicht so sehr am «überholten Dienstreglement», als am militärbürokratischen Getriebe scheitert.

Die demokratische Antwort heißt ein erfrischend realistisch und gut schweizerisch gefaßter Beitrag von *Ernst Bircher*, Zentralpräsident des Verbandes der Bekleidungs- und Lederausrüstungsarbeiter. Es handelt sich dabei um die Wiedergabe eines Vortrages, den er an der «Zimmerwaldkonferenz 1965» gehalten hat. Gut schweizerisch darf man diesen Beitrag nennen, weil er den «helvetischen Krautgarten» sieht wie er ist, weil er mit beiden Füßen auf dem Boden steht und Phrasen und Wolkenschieberei vermeidet. Er bekennt sich eindeutig zur Landesverteidigung. «Was nützen Verteidigungswaffen, wenn jene, die sie benützen sollen, eine Verteidigung von vorneherein für sinnlos halten oder nicht an das glauben, was sie verteidigen sollen?» In eindrücklicher Rückschau wird die soziale Entwicklung der letzten fünfzig Jahre und ihre typisch schweizerische Eigenart dargelegt. Man erkennt, wie viel schwerer es 1914/18 war, die Armee schlagfertig und bei guter Gesinnung kampfbereit zu halten denn 1939/45, als die relativ gesunden sozialen Verhältnisse der Armee vom General bis zum Soldaten den Rücken frei machten. Bircher schließt mit den Worten: «Gehe es um die Chance der Freiheit, die Chance der sozialen Verständigung oder um die Chance der gemeinsamen Lösung drängender neuer Aufgaben: Stets ist der ehrliche Einsatz, im demokratischen Kräftespiel unsere Chance als Eidgenossenschaft von heute zu wahren, auch ein Stück nichtmilitärischer Landesverteidigung.»

Ulrich Kägi, Redaktor des Volksrechtes, schreibt über *Zivile Selbstbehauptung:* «Ich weiß zum Beispiel nicht, was der Zivilschutz kostet; ich weiß nicht, gegen welche Bedrohungen er Schutz bieten soll ...» Es geht ihm, wie er betont, «um die Chancen der Selbstbehauptung unseres Landes im Frieden, um das Verhältnis zwischen den Anstrengungen zur zivilen Selbstbehauptung und jenen zur militärischen Selbstbehauptung. ... Strategie ist, so will mir scheinen, der ‹Poesie› näher verwandt als der Mathematik. ... Ich halte es für wahrscheinlich, daß es in Europa weder zu ‹großen› noch zu ‹kleinen› Kriegen kommt, daß wir nie einem Angreifer die Stirne bieten müssen». Trotzdem setzt sich Ulrich Kägi vorläufig noch für die Erhaltung unserer Armee ein, betont aber den Vorrang der zivilen Selbstbehauptung. So erscheint ihm denn auch die Fixierung eines finanziellen Plafonds der Wehranstrengungen als «durchaus vernünftig». Die Schweiz sei heute viel stärker bedroht «von der wissenschaftlichen und technischen Kolonisierung her» als durch einen militärischen Angriff. Es gehe heute um die «technische Selbstbehauptung», man müsse jetzt dafür sorgen, daß die Bevölkerung unseres Landes nicht dereinst ihren Unterhalt «nur in ferngesteuerten Filialbetrieben und im Gastgewerbe findet; wir müssen jetzt dafür sorgen, daß die Schweiz dannzumal nicht zu einer unterentwickelten Provinz Europas wird». Das ist ein Problem, welches durchaus Beachtung verdient. Man vergesse aber nicht, daß unser Land eh und je von der geistigen, wissenschaftlichen, technischen und wirtschaftlichen Internationalität gelebt und im Geben und im Nehmen

profitiert hat. Es kann also nicht darum gehen, eine schweizerische Autarkie aufzuziehen. Die Bagatellisierung einer Kriegsgefahr in Europa ist zu schön um wahr zu sein. Sie erinnert mutatis mutandis an die Beteuerungen der Pazifisten der zwanziger und anfangs dreißiger Jahre, die erklärten, daß kein Mensch die schweizerische Freiheit und Unabhängigkeit je noch gefährden würde und man einer vormarschierenden fremden Armee an der Grenze besser Blumenmädchen statt Soldaten entgegenstelle. Die Weltgeschichte auch der jüngsten Zeit sieht leider etwas realistischer aus.

Dr. *Erich A. Kägi*, Redaktor der Neuen Zürcher Zeitung, verweist in seinen Betrachtungen zur Informationspolitik *Armee und öffentliche Meinung* zunächst auf die relativ große Sachkenntnis der Öffentlichkeit in militärischen Fragen, die sich aus der engen Verflechtung des Volkes mit der Armee ergibt, aber auch auf das erfreuliche Interesse an militärischen Dingen und den Drang zum Verbessern und Korrigieren. Mitunter möge auch ein persönliches oder gruppenspezifisches Ressentiment mitspielen, auch sei die Lautstärke, mit der Kritik geübt oder ein Vorschlag gemacht und wiederholt würde, «mitunter umgekehrt proportional zur fachlichen Zuständigkeit des Verfechters». Dr. Kägi betont die Wichtigkeit einer guten Informationspolitik und fordert für die Massenmedien den «Einsatz wirklich sachverständiger Mitarbeiter, von Leuten, die etwas vom Soldatenhandwerk verstehen, in der Kriegstechnik bewandert und vor allem auch mit der militärischen Denkweise vertraut sind, von Männern und Frauen aber auch, die sich aufrichtig zu einer starken Landesverteidigung bekennen und jeden Anschein einer zwielichtigen Einstellung zu vermeiden wissen. Man schickt auch nicht einen Musiker, der auf den Schausport pfeift, als Radioreporter auf den Fußballplatz». Anderseits fordert Dr. Kägi Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit der Berichterstattung und wehrt sich verständlicherweise gegen Kommandanten, die einer Berichterstattung gerne ihre eigene Tendenz mitgeben möchten.

Der letzte Beitrag stammt von Major *Gustav Däniker: Friedenssicherung im Vorfeld von Konflikten.* Aus recht weitverzweigten und oft auch gewundenen Wurzeln sucht Däniker seine Gedanken aufzubauen und darzulegen, wobei er bisweilen rasch von einer Verästelung zur andern überspringt. Die Sicherheitspolitik der Staaten und auch der Schweiz spiele sich «gleichsam auf einem schlafenden Vulkan der Angst, der Panik und der völligen psychischen Erschütterung» ab und es gehe in Zukunft darum, «Mythen zu entlarven, Stimmungen einzudämmen und Tabus zu brechen, um den Notwendigkeiten der Selbstbehauptung auf die Spur zu kommen». Man spürt die Leidenschaft, mit der Däniker nach der richtigen Erkenntnis ringt. Er ruft zur vernünftigen Zusammenarbeit aller um den Frieden ehrlich Bemühter auf. «Nur wenn wir Abrüstungs-, Friedens- und Stabilisierungsbestrebungen ebenso wichtig nehmen wie unsere bisherigen Verteidigungsanstrengungen, entgehen wir der Gefahr, ausmanövriert zu werden, bevor man uns mit Waffengewalt zu Leibe rückt. Das heißt praktisch, daß auch der friedliche Teil der Strategie eine für die Selbstbehauptung viel zu ernste Sache ist, als daß man ihn ausschließlich den Pazifisten, andern rein gefühlsmäßig Urteilenden oder gar den Gegnern unserer Landesverteidigung überlassen könnte.» Däniker fordert deshalb eine Institution, die sich sachlich und dauernd mit diesen Problemen befasse, damit wir nicht «wie beim Atomsperrvertrag von der Entwicklung überrascht» werden. «Die Friedenssicherung mit friedlichen Mitteln ist ebensowenig eine Sache für naive Hirtenknaben wie die Erhaltung des Kriegsgenügens unserer Armee. Wenn die Kreise, die uns vor 1939 bereits die Abrüstung predigten, mitten im kalten Krieg — unmittelbar vor der blutigen Unterdrückung der freiheitlichen Regungen in Ungarn — unsere Militärausgaben auf dem Stand von fünfhundert Millionen Franken einfrieren wollten und sich seither unentwegt dafür einsetzen, daß wir uns in der Atomwaffenfrage die Hände binden,

nun zu einer ‹Kampagne für Friedenssicherung› ausholen, heißt dies noch lange nicht, daß der Schweiz damit gedient ist. Im Gegenteil: Nicht zuletzt müssen wir uns deswegen mit all diesen Fragen befassen, damit wir pazifistischen Heucheleien nicht zum Opfer fallen.» Zum Schluß sagt Däniker: «Die Zeit des überspitzten Gegensatzes zwischen ‹Militaristen› und ‹Pazifisten› — sei er psychologisch oder politisch bedingt — ist vorbei. Die Trennung in zwei Lager fortzusetzen, wäre schädlich. Sofern man sich über die Zielsetzung einig ist, kann nur noch die Zusammenarbeit unser Sicherheitsbedürfnis befriedigen...» «Der Kleinstaat ist nicht mehr nur lediglich eine Art Weltgewissen, auf welches man jedoch nicht hört, weil Machtpolitik wenig mit Moral zu tun hat; im Atomzeitalter hat seine Stimme ein neues Gewicht erhalten, sofern er sie nur in wichtigen Belangen und unter Verwendung überzeugender Argumente erhebt.» Wir möchten es hoffen.

Zusammenfassend darf man wohl sagen: die Publikationen unter dem Titel «Nichtmilitärische Landesverteidigung» sind lesenswert. Ihre Unterschiedlichkeit macht sie besonders interessant. Es ist notwendig, sich für die nichtmilitärische Landesverteidigung einzusetzen. Das ist relativ dankbar und leicht, weil die grundsätzlichen und die gefühlsmäßigen Gegner der Armee meist zustimmen oder doch schweigen. Es handelt sich ja auch nicht um eigentliche Landesverteidigung, sondern vor allem um Vorsorge, Schutz und Schild. Man vergesse aber nicht, daß passive Maßnahmen allein den Krieg nicht von unserem Lande fernhalten und das Primat nicht dem Schilde zukommt. Denn man kann sich zur Not auch ohne Schild wehren, nicht aber ohne Schwert.

Edmund Wehrli

ÜBERHOLTE NEUTRALITÄT?

Die schweizerische Neutralität ist weder im eigenen Land noch im Ausland unangefochten. Es gibt immer und überall Verfechter der These, das Neutralsein sei überholt und die Zeit sei gekommen, um ideologisch und politisch auch als Staat eine endgültige Entscheidung pro West oder Ost zu treffen. Vor allem die junge Generation stellt sich hinter diese Forderung. Der Auseinandersetzung mit dieser Auffassung darf man nicht ausweichen. Man kann aber das Problem der Neutralität nicht mit gefühlsmäßigen Argumenten lösen. Es geht um höchst reale staatliche Schicksalsfragen, die nur mit sachlicher und nüchterner Überlegung einer zweckdienlichen Beurteilung unterzogen werden können.

Dieser sachlichen Untersuchung widmen sich zwei schweizerische Publikationen der jüngsten Zeit in ausgezeichneter Weise: *Daniel Frei, Neutralität — Ideal oder Kalkül?* und *Hans Rudolf Kurz, Bewaffnete Neutralität*[1]. Die Bedeutung, die Zielsetzung und auch die Problematik der Neutralität werden in den Arbeiten dieser beiden Autoren in souveräner Art präsentiert und geklärt.

Daniel Frei geht das Problem der Neutralität von der historischen und geistigen Seite an. Er wägt das Pro und Contra der Neutralität seit ihrer rechtlichen Schöpfung im Wienervertrag von 1815. Dieser Vertrag enthielt die wichtige Feststellung, die immerwährende Neutralität der Schweiz liege im Interesse Europas. Das Bekenntnis zur Neutralität wurde gleichzeitig zur außenpolitischen Verpflichtung. Aus dem Willen der Eidgenossenschaft, eine selbständige politische Einheit zu sein, resultierte die Bereitschaft, diese Einheit durch nationale Solidarität und militärische Rü-

stung zu verteidigen. Es stellte sich für uns Schweizer jederzeit die Frage, welche Konsequenzen sich für die Neutralität aus der Änderung der europäischen Situation ergeben. Europa und die ganze Welt haben sich seit 1815 gewaltig gewandelt. Hat unsere Neutralität, so lautet die Kernfrage, heute und für die Zukunft im Hinblick auf diese Wandlungen noch Bestand und Berechtigung?

In klarer Darstellung bemüht sich Daniel Frei um eine einleuchtende und überzeugende Antwort. Die Schweiz errang im Wienervertrag auch als Kleinstaat die volle Souveränität. Die Souveränität umfaßte das Recht, sowohl neutral zu sein, das heißt an Kriegen Dritter nicht teilzunehmen, wie auch das Recht, selbst Krieg zu führen. In ihrer außenpolitischen Haltung ließ sich die Schweiz bei der Anwendung dieses Rechts von Anfang an vom realen Prinzip der Staatsraison leiten. Ihre Haltung stieß aber auf mancherlei Opposition und Verständnislosigkeit. Die Zweifel an der Berechtigung der Neutralität wuchsen insbesondere während und nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg. Der nationalistische Aufbruch anderer Völker wurde zur eigentlichen Herausforderung an die Neutralität. Die Notwendigkeit des Widerstandes gegen totalitäre Machtansprüche brachte den Neutralen in eine mehr als zwiespältige Lage. «Wenn Völker um ihr Dasein ringen», sagt Daniel Frei, «erscheint das unbeteiligte Beiseitestehen des Neutralen als stumpfe Gleichgültigkeit, als eine grobe Kränkung dessen, der sich zum Letzten aufgerafft hat.» Die Frage nach der Berechtigung der Neutralität entwickelte sich zum generellen Problem der Lebensberechtigung und Selbständigkeit der Schweiz an sich. Dieses Problem zwang zum Überdenken der Aufgabe und der Sendung der Schweiz. Wir stehen auch heute und morgen in der Suche nach der Zielsetzung und der Begründung dieser Sendung.

Daniel Frei weist auf Grund der Auseinandersetzungen des letzten und unseres Jahrhunderts auf die zahlreichen Variationen unserer geistigen Bemühungen zur Klärung der uns bedrängenden Neutralitätsprobleme. Unser Sendungsbewußtsein pendelte zwischen der Behauptung einer Musterrepublik unter monarchistischen Großmächten, der Proklamation als Vorbild einer freiheitlichen Demokratie, der Zielsetzung aktivsten humanitären Wirkens, der Verwirklichung politischer Nationalität und Nation, und gipfelte während der letzten Jahre in der Forderung nach Neutralität und Solidarität. Die Machtübernahme Hitlers drängte alle Neutralen, und damit auch die Schweiz, in eine Phase schärfster Isolierung und erzwang erneut eine vertiefte nationale Selbstbesinnung. Nach dem ohne die Schweiz erkämpften Sieg über Nationalsozialismus und Faschismus erhob sich neuerdings heftigste Kritik gegen die «Drückebergerei» und «Geschäftemacherei» der Neutralen. Abermals wurde die Sonderexistenz des neutralen Kleinstaates in Zweifel gezogen. Es brauchte Mut und Kraft, um zur Neutralität und ihren Verpflichtungen zu stehen.

Wie die Völkerbundsidee rüttelte auch der nach 1945 ertönende Ruf nach der Einigung Europas kräftig am Glauben an die Neutralität. Daniel Frei wägt prüfend die Argumente der Europaenthusiasten mit dem Denken der Neutralitätsbefürworter und weist dabei ernüchternd auf das völlige Fehlen eines «europäischen Nationalbewußtseins». Er warnt mit Recht vor jeglicher Selbstüberschätzung, verficht aber überzeugend das geistig kräftigende schweizerische Bewußtsein, etwas Überlegenes zu vertreten und sich für echte menschliche Werte einzusetzen. «Nicht die Ansprüche irgendeiner absoluten Idee zu verwirklichen, ist die Aufgabe des politischen Lebens, sondern das Zusammenleben der Menschen in Freiheit und gemeinsamer Verantwortung zu ermöglichen.» Die neutrale Außenpolitik sei letzten Endes nichts anderes, als was alle Völker erstreben: frei zu bleiben und ihr Schicksal nach eigenem Willen zu entscheiden. Für diese Zielsetzung lohne sich Hingabe und Opfer des Neutralen.

Diese aufrüttelnde Deutung unserer Neutralitätsidee ergänzt in seiner umfas-

senden Arbeit «Bewaffnete Neutralität» Dr. Hans Rudolf Kurz durch Eingehen auf die praktischen Probleme der schweizerischen Neutralität. Er geht davon aus, daß das europäische Interesse an unserem Neutralsein militärstrategisch begründet ist. «Der Schweiz war die Aufgabe zugedacht, jenen strategisch wichtigen europäischen Raum, um den es sicher früher oder später unter den Mächten zum Streit kommen konnte, außerhalb ihrer Rivalität zu halten.» Aus dieser Aufgabe resultierte die Erkenntnis, daß nur eine starke Armee die Gewährleistung der völkerrechtlich und der selbst gesetzten Verpflichtungen zu garantieren vermöge. Die Forderung hieß: *bewaffnete Neutralität.*

Wie Daniel Frei trägt auch H. R. Kurz durch sorgfältige rechtliche und politische Auslegung zur Begriffsklärung der Neutralität bei. Er bezeichnet die Neutralität als «Rechtsinstitut», wobei jedoch der Entscheid über die Neutralität kein Rechtsentscheid sei, sondern «ein rein politischer Entschluß». Das Neutralitätsrecht, das sich mit dem allgemeinen Kriegsrecht weiterentwickelte, wird abgegrenzt gegen die Neutralitätspolitik, die bedingt, daß die Rechte und Pflichten des Neutralen sich über das Friedensvölkerrecht hinaus ausweiten. Da die Schweiz nicht eine Neutralität von Fall zu Fall betreibt, sondern den Grundsatz der dauernden Neutralität vertritt, sind ihr auch in Friedenszeiten «bestimmte Verhaltensregeln» auferlegt. Außer der kategorischen Verpflichtung zur militärischen Bereitschaft ist der dauernd Neutrale verpflichtet, das Vertrauen in seine Neutralität durch Verzicht auf gewisse außen- und militärpolitische Maßnahmen zu erhalten, zu denen er als souveräner Staat an sich berechtigt wäre. Seine Souveränität kommt dadurch zum Ausdruck, daß er über Art und Umfang der Beschränkungen aus eigener Zuständigkeit entscheidet.

Eindeutig umreißt H. R. Kurz die Rechte und Pflichten der neutralen Staaten, wobei die immer wieder übersehene oder vergessene Tatsache hervorgehoben wird, daß das Neutralitätsrecht nur im Kriege gilt. Dem Neutralen obliegt die «absolute Pflicht», den Mißbrauch seines Staatsgebietes, sowohl des Territoriums wie des Luftraums, zu verhindern. Über das Maß dieser Verteidigungspflicht gehen die Meinungen auseinander. Dr. Kurz betont den unseres Erachtens einzig zutreffenden Grundsatz, daß der Neutrale nur verpflichtet sei, für die Verteidigung «das nach Treu und Glauben für seine Verteidigung Zumutbare» vorzukehren. Dieser Begriff der Zumutbarkeit bedeutet keineswegs Minimalismus oder gar Defaitismus; er umschließt die Verpflichtung, ununterbrochen eine kriegstaugliche Armee und Flugwaffe bereitzuhalten. Ohne Einhaltung dieser Verpflichtung wäre eine Neutralität nicht glaubwürdig.

Von wesentlicher Bedeutung ist die Feststellung, daß die gewaltsame Zurückweisung einer Neutralitätsverletzung nach Neutralitätsrecht keine feindliche Handlung darstellt, sondern als berechtigte Abwehr eines rechtswidrigen Angriffs gilt. Der Neutrale ist frei, zu entscheiden, ob er seine Abwehr als beschränkte Neutralitätsmaßnahme oder als Beginn des Krieges beurteilen will. Es steht ihm auch zu, eine Grenzverletzung als Neutralitätsgefährdung oder als Kriegseröffnung zu werten. Diese Wertung wird dort nicht leicht sein, wo exponierte Landesteile in Mitleidenschaft gezogen werden.

Für den Neutralen ist das militärische Eingreifen primär immer ein Handeln aus der strategischen Defensive. Dr. Kurz erwähnt mit Recht die erheblichen Nachteile dieser Strategie des Abwartens, die eine schwere moralische Belastung darstellt und welche die militärische Handlungsfreiheit ernstlich beeinträchtigt. Die taktische Aggressivität vermag die operativen Nachteile der Defensive keineswegs aufzuwiegen. Der Feldzug der Israeli vom Juni 1967 hat mit aller nur wünschbaren Deutlichkeit bewiesen, welche Vorteile eine operative Überraschung dem zahlenmäßig Unterlegenen zu bieten vermag.

Dr. Kurz ist auch zuzustimmen, wo er erklärt, die Reduitstrategie sei eine Notlösung gewesen und könne kein allge-

meines Rezept der schweizerischen Landesverteidigung sein. Der Bezug eines Reduits bedeute zukünftig, durch Freigabe des Mittellandes die Kriegsziele eines heutigen potentiellen Gegners zu ermöglichen. Der Schweiz kommt im Hinblick auf die gegenwärtige militärpolitische Lage nach wie vor die Aufgabe einer Flankenschutzstellung zu, wobei sie als Atomlücke im atomverteidigten Europa einer erheblichen Bedrohung ausgesetzt ist. Allerdings darf man einem isolierten Angriff gegen die Schweiz eine bescheidene Wahrscheinlichkeit zuweisen. Eine Operation Schweiz kommt wohl nur im Zusammenhang mit einem allgemeinen Krieg der Großmächte, der ganz Europa erfaßt, in Frage.

In den Schlußkapiteln befaßt sich Dr. Kurz mit der Frage eigener Atomwaffen und dem Problem der Allianz. Er stellt fest, daß es keinerlei völkerrechtliche Bestimmungen gebe, die dem neutralen Staat die Beschaffung von Atomwaffen verbieten würde. Das Völkerrecht anerkennt das Recht zur Repressalie als Sanktion gegen völkerrechtliches Unrecht auch mit den verbotenen Mitteln des Angreifers. Wenn auch die Feststellung richtig ist, daß dem Problem der eigentlichen Beschaffung zur Zeit keine aktuelle Bedeutung zukommt, muß doch die andere Feststellung beherzigt werden, daß eigene Atomwaffen unsere Verteidigungsfähigkeit und Abschreckwirkung erheblich zu steigern vermöchten. «Die Atombewaffnung würde wesentlich zur Erfüllung der Neutralitätspflichten beitragen.» Man empfindet es als eine der wenigen Lücken, daß der Autor im Zusammenhang mit dem Einsatz der Atomwaffen das wichtige Problem der Eskalation außer acht läßt.

Im Kapitel über die Allianz bildet das Prinzip des Bündnisverbotes die Grundlage für die interessante Erörterung des Verhältnisses zur UNO und des Abschlusses von Kriegsallianzen. Wir teilen die Auffassung nicht, daß bei einem Entscheid über unsern Beitritt zur UNO angenommen werden könne, die Mächte seien «heute eher zu Konzessionen an unser Neutralitätsstatut bereit». Der Hinweis des Autors auf die Gefahr, daß «der neutrale Staat infolge seiner Mitgliedschaft bei der UNO in Konflikt mit seinen Neutralitätspflichten geraten könnte», ist überzeugender. Für überzeugend halten wir auch die Zurückhaltung gegenüber einer schweizerischen UNO-Friedenstruppe und den Hinweis auf die Tatsache, daß uns die Nichtmitgliedschaft bei der UNO keinerlei Nachteile gebracht habe. Eine seriöse Überprüfung der Mitgliedschaft bleibt trotzdem berechtigt.

Das Problem einer Kriegsallianz ist heikel, darf aber trotzdem nicht tabu bleiben. Dr. Kurz greift dieses heiße Eisen beherzt an. Im Hinblick auf militärische Besprechungen mit ausländischen Heeresleitungen vor dem Ersten und Zweiten Weltkrieg empfiehlt er für die Zukunft größere Zurückhaltung, damit die Neutralität glaubhaft bleibe. Er erwähnt aber sehr zu Recht die großen Nachteile, die dem Neutralen aus der Verpflichtung erwachsen, keine Bündnisabmachungen im Frieden treffen zu dürfen. Er spricht zutreffend von einer «mit vielen Unzulänglichkeiten behafteten Notlösung». Volle Unterstützung verdient die Feststellung, daß nur eine starke Armee dem Neutralen günstige Voraussetzungen für eine Kriegspartnerschaft schaffen könne. Die Befürchtungen vor schweizerischen Bestrebungen um «Allianzwürdigkeit» halten wir für unberechtigt.

Die wichtigste Erfahrung und Erkenntnis aus allen Jahrzehnten seit Abschluß des Wienervertrages, die insbesondere auch im jüngsten Nahost-Konflikt überzeugend bestätigt wurde, liegt darin: Der Kleinstaat und der Neutrale besitzen keine Gewähr auf fremde Hilfe. Die Hoffnung auf Unterstützung von außen darf nie zum Verzicht auf eigene militärische Anstrengungen verleiten. Nur kriegstaugliche Bereitschaft dient der Friedenssicherung und der Erhaltung von Freiheit und Unabhängigkeit.

Ernst Uhlmann

[1] Beide Arbeiten 1967 erschienen im Verlag Huber & Co., Frauenfeld.

Wer nicht weiß, was er selbst will, muß wenigstens wissen, was die anderen wollen!

Robert Musil